Fulton.

Erfinder der Torpedo- und Unterseeboote.

† 24 Februar 1815.

An einem Augusttage des Jahres 1803 sammelte sich das Pariser Volk an der Seine und blickte mit Spannung auf ein Schiff, das unter höchst merkwürdigen Umständen stromaufwärts fahren sollte. Böswillige Hände hatten zuvor das Fahrzeug beschädigt, aber der Erfinder hatte es rasch wieder hergestellt. Was sich nun begab, schildert ein Augenzeuge: Um sechs Uhr abends setzte Fulton, nur von drei Personen unterstützt, sein Schiff und zwei andere hinten angebundene in Bewegung und anderthalb Stunden lang bot er den Zuschauern das befremdliche Schauspiel eines Schiffes, das durch Räder bewegt wurde, wie ein Wagen, diese mit Windmühlenflügeln oder flachen Rudern ausgestatteten Räder, die selbst wieder durch eine Feuerspritze bewegt wurden. Indem wir am Ufer die Fahrt verfolgten, schien uns die Schnelligkeit stromaufwärts der Seine gleich der eines eiligen Fußgängers, das heißt 2400 Klafter in der Stunde; stromabwärts wurde sie noch beträchtlicher. Er fuhr viermal auf- und abwärts, er lenkte leicht nach rechts und links, ging vor Anker, fuhr wieder ab und passierte die Schwimmschule.

Die Zeiten, da man kühne Erfinder für den Leibhaftigen selber hielt, waren jetzt vorbei. Den technischen Erfindungen begann die Welt zu gehören, und in dem furchtbaren, zwei Jahrzehnte die Menschheit erschütternden Weltkrieg zwischen Frankreich und England wandte sich der Scharfsinn der Erfinder neben den Maschinen für die Herstellung der Waren des täglichen Gebrauchs, neben der Vervollkommnung des Verkehrs sofort auch den Kriegsmitteln der Zerstörung zu. Der Erfinder war auch nicht mehr ein verhöhnter und verfolgter Narr, kein Unhold, der mit dem Teufel im Bunde stand, sondern galt als Führer der Gesellschaft, dem Ruhm und Gold zufloß. Wenn sich um Fulton, dem Erfinder jenes Dampfschiffes auf der Seine, trotzdem eine Legende tragischer Verkennung und Mißachtung gebildet hat, so widersprachen die Tatsachen seines Daseins diesen Märchen durchaus. Denn wie sehr auch Fultons Leben von Enttäuschungen nicht verschont blieb, so steigt es in Wahrheit, geführt von den Ergebnissen seines Erfindergeistes, aus verlorenen Tiefen sicher zu höchster Weltgeltung auf.

Robert Fulton wurde 1765 in Pennsylvanien geboren als Sohn ganz armer Eltern, die aus Irland eingewandert waren. Er ist eine Zeitlang in seiner Heimat Lehrling bei einem Juwelier; sein Zeichentalent macht einen Gönner auf ihn aufmerksam, der ihm die Mittel gewährt, nach London zu reisen. Hier bildet er sich als Maler aus, als Schüler des berühmten West. Bald erkannte er, daß er für die Kunst nicht geboren war, und er wandte sich Studien der Mechanik zu, besonders auch angeregt durch seine Freundschaft mit dem Amerikaner Rumsey, der damals in London weilte, um Dampfmaschinen und andere Erfindungen nach Virginien einzuführen. Schon in dieser Londoner Zeit reifen die mannigfaltigen Erfindungen Fultons. Er konstruiert eine Mühle zum Sägen und Polieren von Marmor, er entwirft ein verbessertes Kanalsystem, das der Schleusen nicht bedarf, er erfindet auch eine Maschine zur Verfertigung von Seilen. Schon 1793 entwickelte er in einer Abhandlung seine Gedanken über Dampfschiffe.

1796 ging er auf Einladung des dortigen amerikanischen Gesandten, des Dichters und Diplomaten Joel Barlow, nach Paris. Er erhielt zunächst den Auftrag, an einem Panorama mitzuarbeiten, einem damals ganz neuen Kunststück. Im Hause Barlows lebend, sorgenlos, in regem Verkehr mit bedeutenden Geistern, gab er sich ganz seinen Erfindungen hin. Sieben Jahre blieb er in Paris, nicht ohne auch an den öffentlichen politischen Angelegenheiten Anteil zu nehmen. In seinen Briefen an den Grafen Stanhop entwickelte er seine Ideen über Handelsfreiheit und Volksunterricht. Hier faßte er auch den Gedanken, als schrecklichstes und wirksamstes aller Mittel des Seekrieges, Bomben zu konstruieren, die unter Wasser den Schiffsrumpf sprengten, indem sie durch Unterseeboote unbemerkt an das feindliche Fahrzeug gebracht wurden. Er gab seiner „Höllenmaschine", wie man damals zu sagen pflegte, den Namen Torpedo, der lateinischen Bezeichnung für Zitterrochen. Schon 1773 hatte der Amerikaner Bushnel ein von einem Mann bewegtes Unterseeboot ersonnen, dessen Probefahrt aber keinen Erfolg hatte. 1797 begann Fulton seine Torpedo- und Unterseebootversuche auf der Seine. Zweimal bot er vergebens seine Erfindungen dem Direktorium an, ebenso vermochte er die holländische Republik nicht für sie zu interessieren. Falsch dagegen ist die landläufige Geschichte, daß auch Napoleon ihn wie einen Narren abgewiesen habe. Im Gegenteil: als Napoleon erster Konsul geworden war, setzte er alsbald eine Kommission ein aus drei hervorragenden Gelehrten, die die Frage der Unterseeboote zu prüfen hatten. Fulton führte in Havre zwei Fahrten unter Wasser aus; das erstemal blieb er drei Stunden unter Wasser, das zweitemal — mit vier Gefährten — sechs Stunden und tauchte fünf Meilen vom Ausgangspunkt erst wieder auf. Die Kommission erstattete einen günstigen Bericht und Fulton erhielt den Auftrag, seine Versuche in Brest in größerem Maßstabe fortzusetzen. Hier gelang ihm auch der Versuch, ein Torpedo durch sein Unterseeboot an ein altes, für diesen Zweck zur Verfügung gestelltes Schiff heranzubringen, das alsbald in die Luft ging. Das Interesse Napoleons an diesen Versuchen war natürlich durch seinen Kampf gegen England bestimmt. Fulton war auch mehrere Monate lang beschäftigt, eines der an den Küsten kreuzenden englischen Schiffe zu torpedieren, da aber keines nahe genug ans Land herankam, kam es zu keinem Versuch. Ungeduldig zog Napoleon, der wie im Bewußtsein seines frühen Endes keine Zeit zwischen Gedanken und Tat abwarten wollte, seine Unterstützung Fultons zurück. Aber als es ihm gelang, 1803 jene erste Dampferfahrt zustande zu bringen, wurde die Oeffentlichkeit in England alarmiert und der Erfinder 1804 nach London berufen. Aber auch in England fand sein Unterseekriegsboot keinen Anklang, die zur Prüfung eingesetzte Kommission verschleppte den Bericht so lange, daß Fulton verdrießlich Europa verließ und nach Amerika zurückkehrte. In New York gelangte er rasch zu allgemeiner Anerkennung. Er vervollkommnete sein Torpedo, von der Regierung der Union unterstützt, seine Versuche im Hafen von New York glückten vollkommen. 1810 bewilligte ihm der Kongreß 5000 Dollar zur Fortsetzung der Versuche.

Inzwischen hatte er schon 1807 ein Dampfboot auf dem Hudson fahren lassen, das eine Schnelligkeit von zwei Meilen in der Stunde erreichte. Die Probefahrt ging unter großem Zulauf und dem Jubel der Bevölkerung vor sich. Dies ist das erste Passagierboot, das dauernd in Betrieb blieb. So darf Fulton, obgleich ja die Versuche mit Dampfbooten bis in die Anfänge des 17. Jahrhunderts zurückgehen, doch als ihr Erfinder gelten, weil er zuerst ein brauchbares Schiff baute. Fulton hatte erkannt, daß die bisherigen Versuche an den schwachen Dampfmaschinen gescheitert waren. Sein Hudsondampfer benutzte eine 20pferdige Maschine; er hatte eine Länge von 42,6 Metern, eine Breite von 14,6 Metern, eine Raumtiefe von 2,25 Metern. Die Schaufelräder hatten einen Durchmesser von 4,6 Metern und vollendeten 20 Umdrehungen in der Minute. Torpedo- und Unterseeboote verschwanden mit seinem Tode wieder aus dem öffentlichen Interesse, und der Gedanke wurde erst Jahrzehnte später wieder aufgenommen.

Neben großartigen, später ausgeführten Kanalplänen ersann er endlich den ersten Kriegsdampfer. 1814 legte er dem Parlament den Entwurf eines Kriegsdampfers zum Schutze des New Yorker Hafens vor. Es war ein Doppelschiff, zwischen den beiden Schiffskörpern das geschützte Schaufelrad. Das Kriegsschiff war mit dreißig Geschützen bewehrt. Aber bevor das Werk fertiggestellt war, starb sein Erfinder an einem hitzigen Fieber. Seine letzten Zeiten waren durch den Gram verdüstert, daß ihm trotz des ihm erteilten Privilegs auf den für seine Dampfer vorbehaltenen Gewässern andere Dampfboote auftauchten, eine unlautere Konkurrenz, die sich noch dadurch verteidigte, daß sie Fulton die Erfindung überhaupt streitig machen wollte.

Der Kongreß aber erklärte bei seinem Ableben den Tag als nationalen Trauertag. Hundert Jahre später sind die Erfindungen des Mannes nicht nur zur vollkommenen Umwälzung des Weltverkehrs geworden, sondern begehren auch, als zerstörende Kriegsmittel von schrecklicher Gewalt, den Lauf der politischen Weltgeschichte zu entscheiden.

Mit Munition nach dem Osten.

Augenblicksbilder aus Russisch-Polen.

(Schluß.)

Auf einer Lokomotive, die leer gegen Lodz fuhr, holten wir den Ausreißer ein. Der Transportführer fluchte mächtig auf uns und drohte mit Wagenarrest. Wir nahmen's nicht tragisch.

In Pabianice haben wir uns auf dem Artilleriedepot zu melden. Dort bekommen wir nach langem Warten den Bescheid, daß wir noch weit über Lodz hinauszufahren hätten.

Einstweilen haben wir frei. Die Wagen werden umrangiert. Vor Abend wird's kaum losgehen. —

Ein Bahnmann kommt und sagt, wir führen erst andern Tags um zehn Uhr früh. Ein anderer Bahnmann kommt und sagt, wir müßten heraus aus dem Polsterwagen, der würde für einen Verwundetentransport requiriert. Wir hängen uns unsere Tornister um, schultern den Knallknüppel und suchen Unterkunft für die Nacht.

Der Oriskommandant stellt die Behauptung auf, alle verfügbaren Quartiere seien bereits belegt, aber in der Sammelstelle für Verwundete seien noch einige Schütten Stroh frei. Also hingegangen und sich darauf gepflanzt.

Da liegen die armen, braven Kerle in ihren Verbänden und warten schweigend auf den Lazarettzug. Diese wortlose Stille bedrückt mich. Ich gehe auf den Bahnsteig hinaus. Da spielt sich eine seltsame Szene ab. Hundertzwanzig gefangene Russen kommen anmarschiert, eskortiert von 2 — sage und schreibe zwei! — elsässischen Landsturmleuten. Die Gefangenen sollen hier verladen werden. Auf dem Bahnhof werden sie in Reih und Glied gestellt, kriegen heißen Kaffee und Zwieback. Bald kauen alle mit vollen Backen.

Einer von den Begleitmannschaften fühlt ein Bedürfnis, das ihn etwas abseits führt. Er gibt sein geladenes Gewehr, auf dem drohend das Bajonett glitzert, derweilen einem der Russen zum Halten. Stumpfsinnig nimmt's der Mann und weiß nicht, welche Macht er in Händen hat.

Vorhin konnte ich die Stille nicht ertragen. Jetzt verwirrt mich das Gewirr der vielen fremden Menschen, das heisere Geschrei der Fuhrleute, die ihre müden Gäule durch den Dreck am Proviantamt vorbei der großen Heerstraße zutreiben. Ich lege mich an meinen Platz und versuche einzuschlafen.

Ein Kommando, das zur Tür hereinschallt, macht mich munter: „Kranke und Verwundete fertig machen zum Einsteigen!" Allenthalben wird's lebendig. Was noch aus eigener Kraft gehen oder hinken kann, schlüpft aus dem Stroh. Ein breitschultriger, robuster Arzt kommt. Mit seiner elektrischen Taschenlampe leuchtet er die Lagerstätten ab, weckt die Schlafenden und läßt die Schwerverwundeten hinaustragen.

Einen in der Ecke hat er schon zweimal vergeblich gerüttelt. „Herr, zum Teufel noch mal, so stehen Sie doch auf. Der Zug fährt Ihnen vor der Nase ab!" Der Soldat rührt sich nicht. Der Arzt leuchtet genauer hin, bückt sich dann nieder und greift nach der Hand des hartnäckigen Schläfers. Nach einer halben Minute richtet er sich wieder auf und sagt ruhig zu den beiden Sanitätern, die hinter ihm stehen: „Schaffen Sie den Mann in den Schuppen. Er ist tot!"

Ich kann das Bild meiner Lebtage nicht mehr vergessen. Der Tote wird schweigend auf die Tragbahre gelegt und mit einer Lage Stroh zugedeckt, um den Lebenden den Vorwurf in seinem schmerzstarren Gesicht zu ersparen.

Der Arzt ist längst wo anders. Die beiden Leute machen, daß sie mit ihrer Bürde davon kommen.

•

Ein Telegramm meldet, daß unsere Munition in der Kampflinie dringend gebraucht wird. Wir müssen über Lodz hinausfahren, soweit, als die Bahn überhaupt fertiggestellt und in Betrieb ist.

In Lodz selbst gibt's nur kurzen Aufenthalt. Wir wundern uns alle über den schmucken, freundlichen Bahnhof. Nach dem vielen Dreck, den wir bereits im Zarenlande gesehen, waren wir auf eine solche Sauberkeit gar nicht gefaßt.

Bald geht' weiter. Die Augen schmerzen vom vielen Hinausschauen. Ich geb's auf. Ueberdies ist's in dem Viehwagen, in dem wir gegenwärtig hausen, mächtig kalt. Ich wickle mich in Wolldecke und Mantel und bringe das Kunststück fertig, einzuschlafen.

Als ich aufwache, sind wir längst an unserem Bestimmungsort angelangt. Die Leute von den Munitionskolonnen, die unseren Transport schon seit Stunden sehnlichst erwarteten, sind bereits beim Ausladen.

Ich benutze den freien Nachmittag zu einem Gang über die Felder.

•

Ich wundere mich über die vielen Pferdekadaver, die unterscharrt umherliegen. Die Raben mühen sich umsonst, etwas Fleisch von den offen liegenden Rippen loszuhacken. Es ist durchgefroren und hart wie Stein.

Hier müssen wütende Kämpfe getobt haben. Ein Grab nach dem andern. Ohne Kreuze, ohne Namen, ohne den geringsten Schmuck. Hier war Eile der Totengräber.

Zusammengeschossene russische Protzen stehen im freien Feld. Der schöne Ackerboden ist von unzähligen Geschoßlöchern zerrissen und sieht ganz gelblich durchsetzt und aussätzig aus.

46]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

„Nein," erwiderte er hell, „ich freue mich bloß so unbändig über Dich, Dich." Er schlang die Arme um sie und küßte sie heiß.

Er sah und fühlte ihre junge Frische, ihre schwellenden Lippen, das klopfende, warme Blut, den Lebensglanz in ihrem Blick, — und etwas traf ihn dumpf.

„Doch," sagte er gedämpft, und die Arme fielen schlaff herab, „doch, ich bin krank." Und er fing an, vom Tode zu reden, dem allesverzehrenden, unbestechlichen, während sie ihn ansah mit einem Blick, der immer schwermütiger wurde. Sie litt darunter, sie fühlte das Entsetzen ob der Trennung, die fürchterlichen Wehen des Herzens, all die schmerzerfüllte Qual des Todesgedankens — er nicht. Er konnte den Schmerz nur wie einen Stich empfinden, dann sank dieses Gefühl sofort und wurde zu körperlicher Müdigkeit. Er fühlte, wie sie litt, erstaunt fühlte er es; er zwang sich dazu, sich selbst einen Vorwurf zu machen, und konnte es doch nicht unterlassen zu sprechen. Erst als sie in Tränen ausbrach, erwachte er so weit aus seiner Gefühllosigkeit, daß er zu etwas anderem übergehen konnte.

Doch da saß es wie ein Schatten in ihrem kindlichen Blick, ein Schatten, der sich nicht verjagen lassen wollte, weder von Liebkosungen noch von Gründen.

Wie lächerlich klein erschien ihm jetzt, was ihn veranlaßt hatte, Todesschatten in diese Kinderseele zu werfen — als Nichts, er erinnerte sich seiner nicht einmal. Aber der Schatten selbst stimmte ihn froh ob der Liebe, die dahinter lag, und er scherzte mit ihrem Ernst und ahmte ihren schwermütigen Gesichtsausdruck nach. „Sie sollten wirklich ein wenig blutreinigenden Tee versuchen," sagte er mit Doktor Hansens Stimme, und da mußte Else lachen.

Sie saßen im Grase vor einem Gestrüpp und schauten auf den Fjord hinaus. Er hatte ihre Hand entblößt und einen Ring von seinem Finger gezogen und an den ihren gesteckt.

„Wir haben gleich dicke Finger," sagte er erstaunt. „Willst Du ihn behalten?"

Sie reichte ihm ihren Mund, lächelnd, mit geschlossenen Augen.

„Aber es sind Verpflichtungen damit verbunden," sagte er und faßte sie unters Kinn. „Sieh mich an!"

Sie sah ihn an, mit großen, aufmerksamen Augen.

„Du sollst mich in allem lieb haben, — aber Du darfst nie an Ehe denken, hörst Du, nicht an Versorgung. Für Dich besitze ich nichts anderes als mich selbst. Und Du darfst mich nicht aus Mitleid lieben, Deine Lebenstriebe sind's, die ich besitzen will; sobald ich merke, daß Du mir Mitleid erweisest, verlasse ich Dich. Und wenn Du an mir etwas Altes oder Unglückliches merkst, so daß Deine Wärme ein anderes Ziel hat, so sollst Du mir ehrlich und rücksichtslos den Rücken kehren, versprich mir das!"

Sie nickte nachdenklich, — sie hatte ihn nicht recht verstanden. Dann schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals: „Aber wir wollen einander immer lieb haben, nicht wahr?"

„Solange es naturgemäß dauert, wollen wir's."

„Ja, aber es dauert immer, glaubst Du nicht auch?"

„Vielleicht und vielleicht nicht, darüber entscheiden wir nicht, die Gefühle wachsen von innen heraus. Aber wir können der Liebe das beste abgewinnen, solange sie dauert; und wir können ehrlich sein, wenn es aus ist." Dieser Vorbehalt galt nicht ihm selbst, sondern ihr. Er fühlte sich seiner eigenen Gefühle sicher, konnte sie aber auf die Dauer — — wie er nun einmal war? Jedenfalls wollte er von keinem Zwange wissen, keinem trägen Schweben über dem ausgebrannten Krater, keinem ehelichen Totendasein.

„Wie kannst Du nur so sprechen — gerade jetzt?" sagte sie fast weinend. „Ich werde nie einen anderen lieb haben als Dich — nie."

„Du —" sagte er gedehnt und weich. „Ich hab neulich etwas gesehen, das ich nicht sehen durfte — darf ich jetzt? Darf ich es küssen?"

Sie wandte ihr Gesicht halb ab und schaute unentschlossen in die Luft hinaus, und als er ihr Kleid an Hals und Brust zu öffnen begann, barg sie ihr Gesicht an seiner Schulter. Aber da er sich allein nicht zurechtfand, kam ihre Hand ihm zu Hilfe. Behutsam schob er das zungenförmig ausgeschnittene Hemd hinab und preßte sein Gesicht an ihren weichen Busen. „Du bist schön, so schön," flüsterte er. Und sie bückte sich über seinen Nacken und küßte ihn, flammend vor Scham und Freude.

Dann lagen sie nebeneinander im Grase und plauderten, sie mit dem Kopf in seinem Arm.

Und als sie still wurden, beugte er sein Gesicht über das ihre und sah ihr unsicher lächelnd in die Augen. Sie starrte ihn an mit scheuem, verwirrtem Blick, der in weite Fernen zu gehen schien. Dann glitten ihre Augen zu und sie suchte ihn mit ihrem Munde.

Aber ihr Blick hatte seine Gedanken eingefangen und hielt sie fest. Er sah eine welke, tote Hand sich sperrend über ein Stück fruchtbaren Erdreichs legen und alles Leben fernhalten. Das Bild hatte kein persönliches Ziel, er sah es bloß und fügte neue und immer neue Gedanken daran, die fern und gleichgültig waren, — während er mechanisch auf seinen Ellbogen ruhte und sein Gesicht lange über das ihre hielt.

Ein Beben durchzuckte sie, und sie erhob sich schnell.

„Friert Dich?" fragte er und half ihr fürsorglich zurecht.

„Wir müssen nach Hause gehen," sagte sie tonlos.

„Ja," sagte er zerstreut und nahm ihren Arm. Sie sahen das Haus und das Wäldchen ein Ende oberhalb und gingen geradeswegs über die Wiesen.

Und als sie so schweigend nebeneinander dahinschritten, schlug die Scham über ihm zusammen wie eine große Sturzwelle. Und er verstand das Ganze, ihr Frösteln vorher, ihren stummen Schauder jetzt. In diesem unberührten Wesen hatte er das Weib hervorgelockt, sie hatte ihm ihre Wünsche nackt gezeigt, und er hatte diese und sie im Stich gelassen. Er hatte sie geschändet, sie mußte es schlimmer empfinden, als ob er sie mit Worten verurteilt und ihr die ärgsten Namen gegeben hätte.

Keinerlei Recht hatte er dazu, hier neben ihr zu gehen — nicht das einzige Recht, das des Starken. Das einzige in der Welt, das einem Manne das Recht gab, ein Weib in die Arme zu schließen, die Unbezwingbarkeit des Gefühls hatte er nicht — nicht einmal einen Schatten davon. Er konnte die Jugend ausspionieren und ihre erotischen Kniffe nachahmen; aber im Unbewußten erlag er, er fiel einer elenden Abstraktion, der Notwehr seiner Kraftlosigkeit zum Opfer.

Alles erdenklich Bösen wollte er sich bezichtigen. Seine Seele blutete, er fühlte den Drang, diesem Weibe Genugtuung zu geben, auf die Knie zu fallen und sie anzubeten, ihr zu erzählen, wie groß sie gewesen sei und wie armselig er.

Als sie auf den Flur kamen, schlang er seine Arme um sie und küßte sie heftig. Es schwebte ihm auf der Lippe, sie um Verzeihung zu bitten, fürchtete sich aber davor, ihr das Peinliche noch peinlicher zu machen, und eilte in sein Zimmer hinauf.

Elses Mutter war in der Schlafstube, im Begriff, sich auszukleiden.

„Na, hast Du Dich denn amüsiert?" fragte sie.

„Ja — Bauder und ich duzen uns jetzt," sagte sie atemlos.

„Nun, das ist doch nicht so wunderbar amüsant," meinte die Mutter lächelnd und streichelte ihr Haar: es waren welke Grashalme darin.

Else schwieg. Als sie aber im Bett lag und gerade einschlafen wollte, brach sie plötzlich in Lachen aus — sie mußte an die große Lene, an die Turnüre und den Zopf denken. Und nun plapperte sie darauflos von all dem Spaßigen, das sie gesehen hatten.

Das Gefecht schickt sich den Bahndamm entlang gezogen zu haben. Alle fünfzig Schritte ist ein Schützengraben zu überspringen oder eine Palisade, aus festen, eichenen Eisenbahnschwellen gefügt, zu übersteigen. Die Russen sind Meister in der Kunst, Hindernisse anzulegen.

Im Wald, durch den ich jetzt komme, liegen die massigen Bäume zu Hunderten gefällt. Diese wuchtige Arbeit taten die deutschen Granaten. Das Feuer galt der feindlichen Infanterie, die hier ihre Unterstände hatte.

Auch hier liegen die Gräber gleich massenweise beieinander. Die Toten sind nur dünn mit Erde zugeschichtet. An einer Stelle ragen ein paar gelbe Stulpstiefel heraus. Mich fröstelt.

Es wird Zeit, umzukehren. Von der Rawa her bringt der Wind heftigen Geschützdonner herüber. Der moderne Totentanz ist nicht so lautlos, wie man sich ihn immer gedacht hat. Er fordert seine Opfer mit Gebrüll.

*

Ich bin dabei gewesen, wie sie einen begruben. Einen kleinen, dicken Landsturmmann vom Wachtkommando, der mir noch vor wenigen Stunden freundschaftlich und gemütlich die Hand geschüttelt hatte. Mit dem Gewehrkolben hatte er Feuerholz kleinmachen wollen. Bei diesem Geschäft entlud sich das ungesicherte Gewehr, und die tückische Kugel schlug dem kleinen Manne das Hirn aus.

In einem nahen Garten wurde sein Grab gegraben. Im Feld draußen ist der Sarg ein entbehrliches Möbel geworden. In seiner Zeltbahn wurde der Landsturmmann hinabgesenkt. Keine Salve scholl. Nur der Herr Hauptmann sprach einige Worte ehrender Anerkennung. Dann ging ein jeder wieder still an seine Geschäfte.

In Deutschland drüben werden drei Kinder nach ihrem Ernährer und Vater schreien, und eine Frau wird ihrem Schicksal fluchen.

Auf dem Grab im Garten aber wird jedes Jahr der Birnbaum blühen, seine saftstrotzenden Aeste in die Luft strecken und sich der herrlichen Welt freuen.

*

Morgen sollen wir heimfahren. Es ist noch lange Zeit bis dahin. Der Abwechselung halber gehe ich mit einigen Mann von der Stationswache ins Dorf, um beim Einkauf von Fleisch zu helfen.

Ein Metzger ist weit und breit nicht zu finden. Wir gehen deshalb zu einem Bauern und handeln ihm um billig Geld ein fettes Schweinchen ab. Es wird aus dem Stall gelassen, springt lustig in der Freiheit des Hofes umher und grunzt vor Vergnügen. Der Bauer will's einfangen. Es gelingt ihm nicht. Das Schweinchen ist viel flinker als er.

Der Bauer flucht „Hundeblut" und andere schöne Namen und sagt, wir sollten ihm helfen, das Biest zu kriegen. Wir fünf Soldaten schließen einen Kreis und versuchen, das Tierchen in die Mitte zu bekommen. Das Unternehmen mißlingt. Durch das viele Schreien und Jagen ganz vergeistert, läuft das Säulein ins freie Feld.

Einer von uns rennt hinterdrein. Zweimal entwischt ihm das Tier. Da zieht er das Seitengewehr und sticht mit der blanken Waffe zu. Dabei kommt er zu Fall. Das Säulein läuft unter ihm weg und rast, noch immer das Bajonett im Rücken, etwa hundert Meter feldein. Dann legt es sich zum Sterben. Der Schrei dieser gequälten Kreatur klingt fürchterlich, als ob ein Mensch in Todesnot sei.

Der Soldat kommt zurückgehunken, das tote Tier im Arme. In roten Tropfen rinnt das Blut und säumt die schmutzige Gasse.

* * *

Wir sind wieder in Deutschand. Wir sehen wieder Häuser mit strammen Ziegeldächern und freuen uns schon unbändig auf unsere Kasernenbetten. Einer zieht die Uhr. „In drei Stunden können wir daheim sein."

Es wird mancherlei geredet. Plötzlich sagt einer: „Ich möchte wissen, was das ist. Es juckt mich so sonderbar auf dem Rücken."

„Du wirst irgendwo Läuse gefangen haben," sage ich.

Ueber diese Möglichkeit entsteht eine lebhafte Debatte. Zwei Parteien bilden sich. Die eine behauptet, das verdächtige Jucken müsse von Läusen herrühren. Die Gegenseite bestreitet das ganz entschieden. Der Unteroffizier macht dem Streit ein Ende. „Ziehen Sie mal zur Probe Ihr Hemd aus," befiehlt er.

Der wackere Kanonier tut's. Zehn Augen suchen voll Spannung die Innenseite des Hemdes ab.

„Hurra!" schreit einer, „eine Laus! eine wirkliche Laus!"

Richtig, fett und schweigsam spaziert da eine Lausmama mit Anhang die Hemdnaht entlang.

19.

Karl behandelte Else in der nächsten Zeit mit einer Zärtlichkeit, die an Ehrerbietung grenzte. Von Tag zu Tag sah er deutlicher, wieviel sie wert war, und wieviel ihre Liebe für ihn bedeutete.

Die war für ihn ein Vertrauensvotum von seiten des Lebens, ein Lebenstest. Und eine ganze Jugend wachte darin auf, all dem Mageren und Freudlosen wurde die Tür gewiesen. Er war also doch auch ein Mensch, da er die erste Liebe eines hübschen jungen Mädchens werden konnte. Und sich verliebt und geliebt zu fühlen, imstande zu sein, sie zu umfassen, an sich zu pressen und zu küssen und wieder umgefaßt und geküßt zu werden, — das bedeutete: das Leben ein Fest, Gesang im Blute, alle bösen Gedanken in die Flucht gejagt, Licht allerorten. Jetzt konnte er sich am Leben erfreuen, wie es war.

Meistenteils.

Manchmal aber kam die Furcht in ihm auf. Er fühlte, daß sein ganzes Leben jetzt an einem Faden hing. Er würde das Dasein nicht mehr fristen können, wenn Else sich von ihm abwendete, er war völlig in ihrer Hand. Und diese demütige Erkenntnis war die direkte Fortsetzung seines früheren Triumphierens darüber, daß er sie in seiner Gewalt hatte. Damals hatte sie Angst, — aber wenn sie nun triumphierte, wie er es früher getan hatte! Gewiß, ihre Natur war gut, sie hatte das kindliche Gleichgewicht und war nicht berechnend; aber lag nicht bei allen Frauen eine Anlage zur Kaprice zugrunde? Die unerklärlichen Umschläge, das Launenhafte, das war ja gerade die Stärke der Frauen. Sie durfte nicht fühlen, welche Macht sie über ihn hatte!

Diese Regung von Furcht war jedoch nur vorübergehend; er sah darin eine Aeußerung seiner gewöhnlichen Spitzfindigkeit und Angst, sich einer Sache hinzugeben, und jagte sie in die Flucht.

Sonst empfand er nur Wohlsein. Es kam ihm so vor, als nähme er an Kräften und Gesundheit zu, er hatte mehr Blut, bewahrte die Wärme leichter im Körper, schlief besser und hatte keine unheimlichen Träume. Alles war um einen ganzen Ton lichter.

- - - - - - - - - - - - - - - - - - - -

Eines Morgens, als er wach lag und sich vom Wohlgefühl tragen ließ, klopfte es an seine Tür.

„Hier ist ein Brief für Dich, ich leg ihn hierher," hörte er Else draußen sagen. Seitdem sie vertraut miteinander waren, kam sie nicht mehr so unbefangen zu ihm ins Zimmer wie früher.

Nachdem er sie fortgehen gehört hatte, sprang er auf und holte den Brief, nahm seine Kleider und ging in das erwärmte Wohnzimmer, um sich anzuziehen.

(Forts. folgt.)

Den Spott, der sich über den Hemdenbesitzer ergoß, kann man sich vorstellen. Eine Neckerei jagte die andere. Wir fühlten uns dem armen Lausetäger himmelhoch überlegen.

Unsere Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Bald spürte jeder an sich selber das verdächtige Jucken in seiner Rückengegend. Wir hatten alle die Läuse. Nicht einmal vor den Tressen des Unteroffiziers hatten sie Halt gemacht.

Das war unser einziges lebendiges Mitbringsel aus Rußland.

Neue Zählung der Fixsterne.

Es handelt sich hierbei nicht um eine Zählung der mit bloßem Auge sichtbaren Sterne, deren Anzahl noch erheblich unter 6000 bleibt, sondern die mit dem Fernrohr und der photographischen Platte noch erfaßbaren Sterne sollen ihrer Zahl nach festgestellt werden. Bekanntlich teilt man die Fixsterne nach ihrer scheinbaren Helligkeit in sogenannte Größenklassen ein, und zwar hat ein Stern irgendeiner Größenklasse nur $^4/_{10}$, genauer 0,398 der Helligkeit eines Sternes der vorhergehenden Größenklasse.

Aus den Gesetzen der Lichtabnahme mit der Entfernung würde folgen, daß bei gleichmäßiger Verteilung der Sterne von verschiedener wirklicher Helligkeit die Gesamtzahl der Sterne bis zu einer bestimmten Größenklasse immer viermal so groß sein muß, wie die bis zur nächst helleren Klasse. Erweist sich dieses Gesetz als nicht zutreffend, so kann man aus der Abweichung gewisse Schlüsse auf die Verteilung der Sterne im Raume ziehen. Schon daraus erhellt die Wichtigkeit von Bestimmungen über die Anzahl der Sterne von verschiedenen Größenklassen; doch waren die Angaben über die Zahlen der sehr schwachen Sterne, etwa von der 11. Größenklasse an, recht unsicher.

Nun sind aber vor einigen Jahren photographische Aufnahmen des gesamten Sternhimmels, sowohl des nördlichen wie des südlichen, nach einem einheitlichen Plane mit sehr lichtstarken Instrumenten und so langen Belichtungszeiten vorgenommen worden, daß auch überaus lichtschwache Sterne noch abgebildet wurden. Man erhielt so 206 Platten, die dem Greenwicher Observatorium zur Auswertung übergeben wurden. Die genaue Zählung der auf jeder einzelnen Platte abgebildeten außerordentlich zahlreichen schwachen Objekte nach einzelnen Größenklassen hatte allerdings eine ganz ungeheuere, in vielen Jahren kaum durchführbare Arbeit erfordert; man hat sich daher begnügt, auf den einzelnen Platten immer nur gewisse Teile zu untersuchen und aus den so gewonnenen Zahlen Schlüsse auf die Zahlen der Sterne auf den ganzen Platten zu ziehen.

Dabei haben sich recht erhebliche Abweichungen von dem oben angenommenen Verteilungsgesetz ergeben. Sterne bis zur neunten Größenklasse fand man 97 400, bis zur 11. etwa 700 000, bis zur 13. ungefähr 3 700 000, bis zur 15. 15½ Millionen, bis zur 16. statt des vierfachen Betrages nur 30 Millionen, und bis zur 17. Größenklasse ebenfalls noch nicht das Doppelte hiervon, 55 Millionen. Durchweg ist die Zunahme also bedeutend langsamer als nach der früher angedeuteten Annahme. Die neuen Platten zeigen mit großer Bestimmtheit, daß die Zahl der lichtschwachen Sterne bedeutend kleiner ist, als man bisher angenommen hatte.

Allerdings handelt es sich hier um „photographische Helligkeiten", die von den visuell (mit den Augen) gemessenen stark abweichen können; die roten Sterne sind bekanntlich photographisch weit schwächer wirksam als bei der Beobachtung mit dem Auge. Würden also unter den sehr schwachen Sternen die rötlich gefärbten stark überwiegen, wofür in der Tat manche Anhaltspunkte bestehen, so würde ein Teil des Widerspruches zwischen dem Resultat der neuen Greenwicher Abzählungen und den bisherigen Annahmen verschwinden. Immerhin geht aus jenen Zählungen hervor, daß die Zahl der lichtschwachen Sterne erheblich geringer ist, als man bisher anzunehmen geneigt war, und daß wir mit unseren lichtstarken Instrumenten bereits bis an die Grenze unseres Fixsternsystems dringen, wo die Sterne verhältnismäßig dünn gestreut zu sein scheinen.

Kleines Feuilleton.

Frühlingsanfang?

Zwar, die Hasel blühte diesmal schon am Neujahrstag und die erste Lerche ließ sich schon am 9. Februar über unseren Bergen hören, obwohl darauf noch dicker Schnee lag. So könnte man also wohl diese Tage als die ersten des neuen Frühlings ansprechen. Aber das wäre sehr verfrüht. Nach alten Schriften feierte man jedoch im ganzen weiten Gebiete der römischen Kirche viele Jahrhunderte lang den Frühlingsanfang am Tage Petri Stuhlfeier (22. Februar). In dem alten Breslauer Monatsgedicht aus dem 15. Jahrhundert heißt es davon: „In diesem Monat der Lenz entspringt, an Sankt Peter, wenn man die Messe singt", und ein anderer Volksreim in Colerus Hausbuch vom Jahre 1591 sagt davon: „Vier Theil des Jahres ich fandt, / Das erst wird der Lentz genannt; / Peter Stuhlfeyer hebt ihn an / Und gehet aus auf Sanct Urban." Am Tage Urbans (25. Mai) begann dann des warmen Sommers Regiment, das Bartholomäus (24. August) beendete, während sich Clemens (25. November) als scheidender Grenzstein zwischen die Herbst- und Winterzeit schob. Begreiflicherweise schnitt der Frühlingsanfang auch tief in allerlei wirtschaftliche Gewohnheiten und Gepflogenheiten unseres Volkes ein. An diesem Tage begann die während des eisigen Winters ruhende Schiffahrt auf Fluß und See von neuem, und auch das Landvolk nahm zu „Sankt Peter" seine Feldarbeit wieder auf; der Gesindewechsel vollzog sich vielfach an diesem Tage. Freilich, wenn man den Dingen auf den Grund geht, weisen sie über die christliche Zeit in ein noch weit entferntes Altertum zurück. In Westfalen, das so viele alte Bräuche noch bewahrt, ziehen an diesem Tage die Jungen, mit hölzernen Hämmern oder Knütteln klopfend, von Hof zu Hof und rufen, indem sie an des Hauses wichtigen Eckpfosten schlagen: „Rut, rut, Summervogel, Sünte Petter isse kommen!" Unter diesem so geweckten „Sommervogel" versteht man dort den weißen Schmetterling, dessen Puppe einstmals, ebenso wie die Larven aller andern Insekten, als Hülle verkappter Dämonen angesehen wurden. Die bösen Geister aller Art wurden nämlich nach dem Glauben unserer Ahnen von dem lichtspendenden Donnergotte verscheucht, an dessen Stelle in christlicher Zeit Sankt Peter trat. Wenn also der himmlische Donar ins Land kam, brachte er ihnen die sonnenreiche Jahreszeit, und deshalb feierten unsere Altvordern an diesem Tage ein fröhliches Frühlingsfest. Leider wurde man aber oft durch diesen frühen Frühlingstag enttäuscht. Friedr. Leopold Stolberg singt davon: „Das Frühjahr ist gekommen, der Frühling noch nicht, / Noch macht die Natur ein saures Gesicht." Deshalb gab man ihn später ganz auf.

Ist das nicht ein merkwürdiger Krieg?

Die „Frankf. Ztg." bringt folgenden Feldpostbrief:

Ist das ein merkwürdiger Krieg! Am hellen Tage kann man sich stundenlang damit amüsieren, das Spiel der Flieger zu beobachten. Die Artillerie umsäumt sie mit einem lichten Gewinde von weißen Wölkchen. Dazwischen tummeln sich die Flieger frei und munter weiter. Gelegentlich stechen zwei Flieger aufeinander wie verliebte Raubvögel. Der kleinere macht sich dann scheinbar aus dem Staube, wenn man so sagen darf. Gleich kommt er aber wieder zum Vorschein, um das neckische Spiel mit der Artillerie oder dem Herrn Kollegen von der anderen côté fortzusetzen. Bis er gesehen hat, was er sehen wollte. Dann zieht er ruhig ab.

„Hier is die Seitung und der Tabak!"

„Was segscht du do?" ruft der biedere schwäbische Landwehrmann zurück.

Und wieder spricht die Stimme hinter dem Schutzschild des nur sechs Meter entfernten französischen Schützengrabens:

„Hier is die Seitung und der Tabak."

„Halt dei Gosch, dei saudumme," lautet jetzt die schwäbische Antwort.

„O, Sie is eine dumme Swaben," gibt der Franzose zurück. „Mit Ihre vorige Kameraden wir hatten gute Konversation. Sie gaben Seitung und Snaps und wir gaben Seitung und Tabak. O, Sie dumme Swaben." Gleich darauf fällt etwas in der Nähe nieder, wie wenn ein Stein zur Erde fällt. Wir kennen das und bücken uns und drücken uns so krampfhaft und herzhaft an die Grabenwand, als ob wir den eigenen Schützengraben eindrücken wollten. Nach zwei oder drei Sekunden kracht es und die in der Nähe niedergefallene Handgranate überschüttet uns mit einem Regen von Dreck und Steinen. Das wiederholt sich noch ein halbes Dutzend mal. Wir werfen wieder. Nach einer halben Stunde hat man sich gegenseitig beruhigt und zieht sich vorläufig wieder in seine unterirdischen Gemächer zurück. — Gegen 7 Uhr abends oder wenn es eben dunkel ist, zünden wir deutsche Krieger uns ein Feuer an und wärmen uns am stillen Herd zur Winterszeit. Auf dieses Feuer stellen wir auch wohl einen Topf mit Schweinefleisch und Sauerkraut. Und gegen ½8 Uhr, wenn das Essen fertig ist, da saust und zischt eine französische Artilleriesalve nach der anderen knapp über unsere Köpfe weg, um 50 Meter dahinter berstend und krachend irgendwo einzuschlagen. Und gegen 8 Uhr, wenn die erste französische Nachtablösung aufgezogen ist, da setzt ein rasendes französisches Infanteriefeuer ein und die Artillerie fängt ebenfalls von neuem an. Und gegen 10 Uhr, wenn wir eben beginnen, Kaffee zu trinken, und gegen 12 Uhr, wenn wir uns anschicken, ein wenig „zu Bett" zu gehen, beginnt dasselbe Spiel nochmals. Und zwar jedesmal so, daß die Luft weithin erdröhnt und der ganze Boden zittert. Das trillt und zischt, das pfeift und schwirrt und schlägt und rattert und donnert und kracht, daß selbst jeder Vergleich mit dem so berüchtigten guten alten „wilden Heer" jämmerlich verfagt.

Und am anderen Morgen macht der Feldwebel Meldung: „Verluste hatten wir von gestern auf heute keine, abgesehen von drei Mann, die in ärztliche Behandlung gegeben werden sollten, weil sie nämlich „Häslaus" haben."

Ist das nicht ein merkwürdiger Krieg?

Ueber „Denkmäler für gefallene Krieger".

Von einem Feldwebel einer Landwehrkompagnie werden uns folgende Ausführungen zur Verfügung gestellt:

Es wurden in der Tagespresse viel Stimmen laut, die die Errichtung von Denkmälern für die gefallenen Kämpfer verlangten. Dazu möchte ich folgendes sagen:

Von den 6 Millionen Soldaten, die Deutschland ins Feld stellt, ist die Hälfte etwa verheiratet. Diese Mannschaften, welche Frau und Kinder zu Hause wissen, denken nur daran, wie ihre Familie versorgt wird. Wie groß die Sorge für die Lieben daheim ist, sollen folgende Zahlen erläutern.

Als Feldwebel einer Kompagnie einer Landwehrformation stellte ich fest, daß von 212 Wehrleuten 200 Mann verheiratet waren. Hiervon hatten 11 keine Kinder, die 189 Wehrleute zusammen haben 637 Kinder, 3 Wehrleute haben eine Familie von je 8 Kindern, 6 von je 7 Kindern, 12 von je 6 Kindern und 29 von je 5 Kindern. Fast ohne Ausnahme senden die Leute Geld von ihrer Löhnung nach Hause. Es wurden in der Kompagnie in der Zeit vom 22. Oktober bis 22. Dezember 1914 nur von Mannschaften und Unteroffizieren aufgegeben: 325 Postanweisungen über 6475,40 M. Das sind zwei Drittel der ausgezahlten Löhnung. Die abgesandten Beträge schwanken meist zwischen 5 und 25 M. Vereinzelt wurden 3, 4 und 4,50 M. eingezahlt.

Es kann wohl nicht schlagender bewiesen werden, daß meist nur der Gedanke an die Versorgung der Familie die Familienväter beseelt. Von den 212 Wehrleuten sind 82 einfache Fabrik-, Bau- oder Landarbeiter. In der angeführten Kompagnie sind allerdings zwei Drittel Leute mit polnischer Muttersprache. Wir können unmöglich von diesen einfachen Arbeitern verlangen, daß sie volles Verständnis für die hohen Aufgaben, für das große Ziel des Kampfes haben. Gewiß werden die Zeitungsnachrichten über unsere Erfolge, die Erläuterungen über den Wert des Krieges von jedem Mann mit größtem Interesse verfolgt, jeder Sieg wird mit Jubel begrüßt; aber die Hauptsache: jeder Mann ist bestrebt, seine Pflicht zu erfüllen. . . . Seit dem 3. Mobilmachungstage stehen die Leute bei der Fahne, mit dem 6. und 7. August im Felde. Wenn deshalb der Gedanke an Kriegsdenkmäler jetzt auftaucht, so möge auch der Wunsch der Landwehrleute vor dem Feind Beachtung finden.

Dieser Wunsch, unser aller Wunsch, ist kein prunkvolles Denkmal von Stein und Eisen, sondern ein Denkmal, zu setzen in die Herzen der Hinterbliebenen durch Verwendung des für tote Denkmäler bestimmten Geldes, zur Fürsorge der Familien unserer gefallenen Kameraden. Wo aber der Erinnerung an die glorreichen Kämpfe sichtbar soll Ausdruck verliehen werden, da schafft Spielplätze für unsere Kinder. Eine Fläche an der Grenze der Stadt mit Birken, Eichen und Tannen aufgeforstet, in der Mitte eine Spielwiese, ist mit wenig Mitteln geschaffen. Nennt diese Stätte „Kriegerhain". Hier feiert in späteren Jahren die Erinnerung an die große Zeit. Sorgt für die Witwen der Krieger durch eine Rente, sorgt für die Kinder, daß sie heranwachsen in gesunder Luft, damit durch Spiel und Sport ein starkes Geschlecht heranwächst, das dereinst verteidigen kann, was die Väter siegreich erstritten.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Charlottenburger Schiller-Theater findet am Mittwoch, den 24. Februar, die erste Aufführung von Goethes „Faust", I. Teil statt. Die Vorstellung beginnt bereits um 7½ Uhr.

— Vorträge. Die „Deutsche Gartenbaugesellschaft" veranstaltet am Donnerstag, den 25. Febr., abends 6 Uhr, im großen Hörsaal der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule, Invalidenstraße 42, einen allgemein zugänglichen Vortrag. Dr. Friedrich Zacher, Zoologe an der Biologischen Anstalt in Dahlem spricht über: „Die wichtigsten Schädlinge der Gemüsepflanzen". — Ein erfolgreicher Anbau von Gemüse durch Gärtner und Laien ist nur denkbar, wenn Hand in Hand mit der sachgemäßen Kultur eine systematische Schädlingsbekämpfung geht. Diese soll der angekündigte Vortrag vermitteln.

— Alles in Ordnung. Der Schweizer Forscher Dr. Hauser, der in der Dordogne die wertvollen prähistorischen Ausgrabungen bewirkt hatte, war beim Beginn des Krieges aus Frankreich geflohen und hatte recht beweglich über die angebliche Zerstörung seiner großen Sammlungen und Anlagen durch die französische Bevölkerung geklagt. Alles sei „kurz und klein geschlagen" oder einfach konfisziert worden. Davon ist kein Wort wahr. Geheimrat Schuchhardt teilte dieser Tage in der Berliner anthropologischen Gesellschaft mit, daß so gut wie gar kein Schaden angerichtet worden ist. Geheimrat Schuchhardt ist von Dr. Hauser selbst über diese Sachlage unterrichtet worden. Warum hat Dr. Hauser nicht die Oeffentlichkeit, die er seiner Zeit alarmierte, auf direktem Wege beruhigt?

— Krieg und Presse. Auf einem „Vaterländischen Abend" in Leipzig sprach Professor Bücher über Krieg und Presse. Dabei kritisierte er auch die Veränderungen, die der Krieg in der deutschen Presse hervorgerufen hat, insbesondere an ihrem äußeren Charakterbild. Die zollhohen Buchstaben und die sensationelle Ueberschwänglichkeit der Ueberschriften, die den Leser der sorgfältigen Lektüre und des eigenen Nachdenkens überheben sollen oder müssen, kurzum die ganze marktschreierische Aufmachung, wie er es nennt, kann Bücher nicht als einen Fortschritt ansehen. Im großen und ganzen habe die deutsche Presse im Krieg ihre Haltung bewahrt, aber es gebe doch auch Ausnahmen, die in der Verhetzung den ausländischen Zeitungen nicht nachstehen und so Unglaubliches leisten, daß sich selbst die Soldaten im Schützengraben schon darüber beschwert hätten.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.